

mittelbar zur Dotation des Domkapitels gehört, als ein Glied desselben an ihr sein ordentliches Einkommen hat.

Kirchliche Beitzläufe.

Gegen Ende Februar.

Sicher gehört es unter die traurigen Zeichen der Zeit, daß selbst gutgesinnte Herzen ängstlich ihre Blicke auf das Gebahren des Mannes an der Seine richten und von „dem Umschlag der französischen Politik“ Rettung und Heil für das kirchliche und konservative Element verhoffen. Die Krankheit, welche in dem altersschwachen Europa in den letzten Jahren zum vehementen Ausbruche gekommen, sitzt tiefer, als daß die Panacee irgend eines politischen Heilkünstlers eine radikale Abhilfe zu leisten im Stande wäre. Die Völker selbst sind in ihrem innersten Marke angegriffen und nur eine herbe Heimsuchung oder eine besondere Gnade Gottes wird ihnen zur Einsicht und Umkehr verhelfen. Die Buße des Einzelnen sühnt nicht die Sünden der Völker, besonders wenn die Aufrichtigkeit seiner Reue noch erst in ernste Frage zu stellen ist und etwa das Wort des heiligen Geistes: *Nolite confidere in principibus, in filiis hominum, in quibus non est salus*, eine neue Illustration von der Geschichte unserer Tage erwartet. Die Ansprache des heiligen Vaters an die römischen Prediger in der gegenwärtigen Quadragesimalzeit lautet nicht übermäßig hoffnungsgrün und das in solchen Dingen meist gut unterrichtete „Vaterland“ bringt eine römische Korrespondenz vom 16. Februar, die sich bemerkenswerth geradezu dahin äußert:

„Unsere Lage hat sich nicht gebessert, sondern, obwohl nicht äußerlich, doch gewiß innerlich, erschwert. Die offenen Drohungen verfehlten ihren Zweck, die weit gefährlicheren Freundschaften, hofft man, werden ihn erreichen. Der Zweck ist aber vom Beginne dieses traurigen Dramas immer derselbe, nämlich: Erniedrigung und Demüthigung der päpstlichen Würde und damit ihre

Unterjochung und Beherrschung. Alles soll vom sogenannten französischen Einflusse abhängen und man weiß mit welcher Mäßigung er geübt werden würde. — Bis zu den Wahlen des Corps Legislatif wird man laviren, dann aber ganz offen und entschieden vortreten.“ Unter solchen Umständen dürfte kaum über die Authentizität der ernstesten Worte ein Zweifel erhoben werden, deren sich Pius IX. gegen einen Franzosen hohen Ranges anlässlich des fortwährenden Drängens nach Reformen bediente, und in denen er sich dahin ausgesprochen: „Sie vergessen zu sagen, Monsieur, daß der Kaiser allein diese Situation geschaffen, die Sie so richtig schildern. Das katholische Frankreich hatte ihn erhoben, er ließ es niedertreten durch seine Minister. Er ließ die Genossenschaft von St. Vinzenz de Paulo verfolgen, um die Freimauerei zu erheben, welche durch meine Vorgänger gerichtet und verdammt ist. Er ließ den schlechten Journalen die Zügel, ließ den heiligen Stuhl und die Person des Papstes fast selbst im „Moniteur“ insultiren. Ich rechne dazu die Angriffe des kaiserlichen Betters. Alle achtbaren Leute schätzen sie nach ihrem Werthe. Der Kaiser ließ die guten Schriftsteller knebeln, nachdem er die schlechten emanzipirt hatte. Sie sagen mir, Italien sei in einem Abgrund. Man hat es hineingestoßen, mein Herr, indem man sagte, man komme es zu befreien. Wenn es von mir abhinge, ich würde es nicht selbst umbringen, nicht es untergehen lassen; ich würde es erheben, denn ich bin derjenige, der es wahrhaft liebt, der will, daß es lebe, glücklich, stark, einig sei, das heißt, in einer solchen Einigkeit, wie meine Vorgänger sie ihm gegeben haben — der Einigkeit des Glaubens, der Sprache, der Gewohnheiten, nicht aber in dieser politischen Einheit, die kein anderes Resultat hat, als es nach Vertreibung des Papstes aus Rom in die Hände eines fremden Siegers zu liefern. Für den Augenblick sieht der Kaiser Italien in der Ohnmacht und Niedrigkeit und fühlt die Nothwendigkeit, es zu stützen durch den König, der in Rom ist. Er würde besser gethan haben, damit zu beginnen . . . Ich begreife sehr wohl die schwierige Lage des Kaisers Napoleon, ich

table ihn nicht, wenn er die Umkehr versucht, und ich bete, daß ihm Gott beistehe in dem, was dieser Versuch Gutes haben kann; allein der Papst kann nicht Komödie spielen und Reformen als Vorwand geben. Ich werde Niemandem Sand in die Augen streuen. Gott hat mich erwählt trotz meiner Unwürdigkeit, um die Menschen zu erleuchten, nicht sie zu blenden. Demgemäß werde ich auch nicht Scheinreformen geben, sondern wahre und reelle, wie sie den Interessen meiner Souveränität entsprechen, welche zugleich das Interesse der katholischen Welt ist, sowie den Bedürfnissen meines Volkes, daß mir am Herzen liegt." Es ist ein großer Trost, daß Gott dem heiligmäßigen Greise, der auf St. Peters Stuhle sitzt, eine so klare Einsicht verliehen in die verwirrten Verhältnisse der Zeit und ihm eine edle Seele bewahrt, die nach dem unverdächtigen Zeugnisse des Protestanten Ugedom dem reinen Hermeline gleicht, welches, wie die Sage des Mittelalters meint, sich lieber tödten läßt, als durch eine Pfütze sich rettet.

Unterdessen verlebt die „freie Kirche im freien (piemontesischen) Staate“ Tage bitteren Drangsals und Kummers. Die Vergewaltigungen der Bischöfe und treuen Priester, der Raub des Kirchengutes, sind doch im Jahre 1862 allein 70 Männer- und Frauenklöster aufgehoben worden, während deren frühere Insassen in der äußersten Armuth leben und einige unter ihnen buchstäblich den Hungertod sterben, die frechen Verhöhnungen alles Heiligen, die offenen, selbst von der Regierung unterstützten Lehrstühle des ausgesprochensten Atheismus, die Hintanhaltung des Religionsunterrichtes aus den Elementarschulen, die Knechtung der bischöflichen Anstalten sind Thatfachen, die von den Gesinnungen des Liberalismus gegen die Kirche und von der konsequenten Durchführung seines berühmten Prinzipes: „Gleiches Recht für Alle“ mehr als ein schreiendes Zeugniß geben. Sie sind eine giftige Saat, welche seiner Zeit bluttriefende Früchte für ihre Urheber selber bringen wird, ein Warnruf an das übrige katholische Europa, was seiner harret, wenn es verblendet fortfährt, sich am

Gängelbände der Revolution leiten zu lassen. Es ist eben kein Frieden möglich mit dieser Partei. Ob der Klerus ihre Berechtigung anerkennt und duldbend und schweigsam ihre Maßnahmen über sich ergehen läßt, ob er von der Strömung der Zeit oder vom Nationalitätsschwindel berauscht, seines Standpunktes und seines heiligsten Interesses vergessend, in ihr Horn zu blasen sich vermißt, sie bedient sich hohnlächelnd seiner Dienste, um ihn über kurz oder lang desto gewaltthätiger unter die Füße zu treten. Das Ziel ihres Kampfes, dem Kundigen längst klar, ist die völlige Vernichtung des positiven Christenthumes und nur erst, wenn diese gräulichen Tendenzen den hart begreifenden Völkern zum vollen Verständnisse kommen, ist eine Umkehr zum Besseren möglich.

Der Himmel gebe, daß es dann nicht zu spät und daß das Flehen: »Ne des honorem nominis tui, precamur, alteri« keine abschlägige Antwort finde vor der erschöpften Langmuth des lebendigen Gottes.

Ein anderer Hannibal steht vor den Thoren — die soziale Noth. Die Zerrüttung nahezu aller europäischen Staatsfinanzen, das klägliche Fiasco der als Retter gepriesenen Industrie, die steigende Entwerthung aller soliden Grundlagen des nationalen Wohlstandes, die in erschreckendem Maße zunehmende Genußsucht, die Untergrabung aller und jeder lebenskräftigen Autorität eröffnen eine traurige Aussicht in die Geschichte der Zukunft. Weder künstliche Börsenmanöver, noch die unnatürliche Belastung der Steuerkräfte der Völker, noch die allerdings anerkennenswerthen Anstrengungen der öffentlichen Wohlthätigkeit werden den Umzug des rothen Gespenstes durch Europa verhindern, wenn fortwährend auf die Entchristlichung und Entsittlichung der Massen hingearbeitet wird. Die rohen Instinkte sind unlängbar vorhanden, die wurmfstichige äußere Kultur der Gegenwart wird sie nicht zum Schweigen bringen; nur das Kreuz überwältigt sie, das Kreuz, das aber in unsern Tagen nicht mehr bloß für die Juden und Heiden ein Aergerniß und eine Thorheit geworden. Es nützt wenig, die

Augen gewaltsam vor der drohenden Gefahr zu verschließen, sie steht vielleicht näher, als sie vor fünfzehn Jahren gestanden und das Gebahren der Gegenwart ist ganz darnach angethan, ihr eine offene Gasse zu brechen.

Was läßt sich von sittlichen Zuständen erwarten, wie sie z. B. in den untersten Klassen der Berliner Bevölkerung herrschen und wie sie ein unverdächtiger Zeuge, das „Duisburger protestantische Sonntagsblatt für innere Mission“ geschildert. „Jede große Stadt, sagt dasselbe, pflegt ihre besondere Parthie zu haben, wo in abgelegener Sammlung Elend und Sünde ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben. Für Berlin ist es das sogenannte Voigtland, so genannt, weil seine ersten Bewohner Maurer und Zimmerleute aus dem sächsischen Voigtlande waren — oder wie es offiziell heißt, die Rosenthaler Vorstadt. Im Ganzen umfaßt die Rosenthaler Vorstadt, die im Jahre 1830 bis auf 10.000, im Jahre 1855 auf 20.000 Einwohner gestiegen war, jetzt 40.000 Menschen, unter denen zwei Armen-Kommissionen jährlich 30.000 Thaler ausgeben — doch mit keinem anderen Ziele, als daß eben Niemand gerade Hungers sterbe. Seit der Aufhebung der öffentlichen Häuser in der Residenz hat sich auch der größte Theil der liederlichen Weibspersonen hieher gezogen. Wie unter solchen Umständen das Familienleben geartet sein muß, liegt auf der Hand. Ehebruch, Schlägereien, Schimpfen und Toben, gegenseitiges Sichhintergehen der Eheleute sind in einer Unzahl von Häusern an der Tagesordnung. Auch die sogenannten wilden Ehen finden sich in großer Menge Die zahlreichen Kinder, die sich mit Fabrikarbeit beschäftigen, sind in der gefährlichsten und beklagenswerthesten Lage. Um der Schändlichkeiten, mit denen sie in den Fabriken Tag um Tag vergiftet werden, nicht zu gedenken, gewinnen sie durch ihren Verdienst frühzeitig den Eltern gegenüber eine selbstständige Stellung; sie bezahlen denselben Wohnung und Kost und was sie ihnen alles sonst noch geben, wird als unverdientes Almosen dargeboten und angenommen; in Folge hievon lösen sich die Familienbände

Eine Mutter, die ihre sonst so fleißige Tochter vom nächtlichen Herumtreiben abmahnte: bekam die Antwort zu hören: „Wenn ich mich beim Tage herumplagen muß, will ich wenigstens die Nacht frei haben.“ Eine sterbende Mutter wünschte neuerdings ihrer gesunkenen Tochter ins Gewissen zu reden und ließ sie holen. Zum Arbeiten ermahnt, gab sie die im lustigen spottenden Tone gesprochene Antwort: „Ei nicht doch, vom Arbeiten werden einem ja die Finger krumm.“ Zuletzt erzählte sie der Mutter, sie wäre nur um deswillen auf ihre Bitte zu ihr gekommen, damit sie ihr noch sagen könne, wo sie ihre Werthsachen verborgen habe! . . . Der Punkt, in welchem Jung und Alt, Mann und Weib so oft zusammenstimmen, ist die herrschende Gefühllosigkeit. Hochachtung und Ehrfurcht sind den Meisten unbekannte und unverständliche Namen. Mit der Cigarre in der Hand kommt man zum Taufstein oder zum Traualtare . . . Besonders seit 1848 erscheint auch das kirchliche Leben in entsetzlichem Verfall. Achtzig Jahre lang, nämlich bis zum Jahre 1832, ist der Stadttheil ohne Kirche gewesen, und gegenwärtig besitzt er, der beinahe 40.000 Seelen zählt, eine Kirche, die, wenn sie überfüllt ist, 2000 Menschen faßt, mit 2 bis 3 Geistlichen! Aber nur an manchen Festtagen reicht der Raum der Kirche für die Besuchenden nicht aus; an gewöhnlichen Sonntagen ist sie zuweilen stark, meist nur leidlich besetzt. Wer in die Kirche geht, wird als ein verrückter oder weit zurückgebliebener Mensch verhöhnt. Zehntausend betreten die gottesdienstliche Stätte nur bei Gelegenheit von Taufen oder Trauungen; geht aber denselben ein Gottesdienst voran, so wartet man lieber, zuweilen unter Sturm und Regen, vor der Kirchenthüre das Ende desselben ab, anstatt in die Kirche einzutreten. Die Leichenbegleitungen der Prediger werden, obgleich man sie den Hinterbliebenen unentgeltlich anbietet, in verhältnißmäßig ausnahmnsweisen Fällen gewünscht.“

Weder die Fiktionen des modernen Konstitutionalismus, noch die freiesten politischen Institutionen sittigen ein Volk. Die Gegenwart bietet in letzterer Beziehung ein schlagendes Beispiel

an dem verheerenden Bruderkriege in der nordamerikanischen Republik, dessen Gräuel nahezu alle Begriffe übersteigen. Ein glänzenderes Fiasko hat der Satz: daß in dem Maße, als irgendwo freie politische Institutionen walten, daselbst auch die Blüten wahrer Menschen- und Bruderliebe auf das herrlichste sich entfalten, in unseren Tagen noch nicht gemacht.

Es ist wohl nur einer besonderen Gnade des Herrn zuzuschreiben, daß sich trotz aller dieser Vorkommnisse die katholische Kirche in den unglücklichen Landen so freudig entfaltet. Vielleicht finden die Bewohner derselben, wenn die Utopien der modernen Beglückungs-Theorien so gewaltsam zerstört werden, Trost und Frieden an der Mutterbrust der unbefleckten Braut des menschengewordenen Gottes.

Ueberhaupt eröffnet der Blick in die außereuropäischen Gebiete dem treuen Kinde der Kirche manch' erfreuliche Aussicht. Die katholischen Missionen arbeiten in allen Theilen der Welt mit überraschendem Erfolge. Wüthet auch hie und da das blutige Schwert der Verfolgung wider sie, — in Anam soll z. B. die Zahl der Hingeschlachteten in einem einzigen Jahre (1861) nur in zwei Biskariaten nach einer bloß annähernden Schätzung auf 16.000 und die der als Sklaven behandelten Christen auf 20.000 belaufen, — so ist es eben eine durch achtzehn Jahrhunderte bestätigte Erfahrung, daß das Blut der Martirer der lebenskräftige Same sei, aus dem sich die herrlichsten Früchte des Christenthums entfalten. Die massenhafte Rückkehr der Bulgaren in den Schooß der Kirche, die mit neuem Muthe unternommenen Anstrengungen in Central-Afrika, die Fortschritte des Christenthums in China, der blühende Zustand der Kirche in Australien berechnen zu den schönsten Hoffnungen. Hat auch „Marshall's“ Werk über die Missionen zunächst den Zweck, die Unfruchtbarkeit der außerkirchlichen Arbeiten auf diesem Gebiete auf das Schlagendste zu erweisen, so gewährt es doch Jedem, welcher die segensreichen Fortschritte der Kirche in der Verkündigung des Evangeliums kennen lernen will, eine große Ausbeute.

Ungebeugt, seiner hohen Aufgabe eingedenk, waltet der heilige Stuhl inmitten der Wirren und Kümernisse, welche ihn allenthalben umdrängen, seines heiligen Amtes, den Blick der väterlichen Vorsorge auf alle Völker des Erdkreises zu richten, um sie zu ihrem Heile zu führen. Man hat eben in Rom ein slavisches Kollegium gegründet, dessen Zweck ist, Zöglinge und Priester aus allen Völkern slavischer Race für das Predigt- und Apostelamt auszubilden. Die katholische Kirche nimmt den Kampf mit dem Panславismus, dem langjährigen Schreckbilde Europa's, auf. Sie rüstet ihre Armee, eine Handvoll Männer, nicht mehr; allein diese Männer, vom Papste geweiht, werden in kurzem ausziehen und sicher eine reiche Ernte erzielen.

Rom verläßt sich in seinem welterobernden Streben nicht auf menschliche Macht und Weisheit. Es baut auf Den, der es ausgesandt, den Völkern das Evangelium zu predigen, auf den Schutz des Himmels, auf die Fürsprache der Heiligen Gottes. In neuester Zeit wurden erst wieder drei Seligsprechungs-Prozesse eingeleitet, um eine verstärkte Fürsprache der Auserwählten für die heiligen Zwecke der Kirche zu erlangen. Sie betreffen die ehrwürdigen Diener Gottes: P. Bernard Maria Clausi von Cosenza aus dem Orden der Minimien des heil. Franz von Paula, gestorben am 20. Dezember 1849; die am 9. Juni 1837 abgestorbene Terziarin des Ordens der Trinitarier Anna Maria Taigi, und den berühmten Kanonikus von Turin, Josef Cottolengo. Er begann, wie die öffentlichen Blätter erzählen, in jener Stadt der Nergernisse und dem Sitze einer kirchenseindlichen Regierung, sein erstaunliches Werk der Nächstenliebe, indem er, selbst arm und hilflos, das sogenannte Häuschen der göttlichen Vorsehung (*la piccola casa della providenza*) für Arme, Kranke und Hilflose vor 35 Jahren eröffnete. Sein Vertrauen auf die gütige Vorsehung, welches so unerschütterlich und unbedingt war, wurde aber auch in einem Maße gerechtfertigt, daß man die unmittelbar eingreifende Hand Gottes nicht verkennen konnte. Er fand jederzeit für seine Armen Unterstützung und Hilfe, und oftmals schien

sein Hoffen eitel, als noch im letzten Augenblicke, oft von weiter Ferne her, Almosen anlangten. Er fiel Niemandem lästig, er bettelte bei Niemandem, sondern nahm nur mit Dank freiwillig gebotene Gaben. Die Mitglieder der königlichen Familie, welche in besserer Zeit sein Haus besuchten, erwarteten von ihm eine Bittschrift um Unterstützung, allein umsonst; er klagte ihnen weder seine Noth, noch empfahl er ihrer Gunst sein Institut, worüber sie sich sehr verwunderten, dann aber doch ihm erhebliche Beiträge zukommen ließen. Aus Paris erhielt er den sogenannten Monthyon'schen Tugendpreis; allein augenblicklich ward Medaille und Geld für seine Armen ausgegeben. Sein Haus erweiterte sich fortwährend, die Zahl der darin Verpflegten wuchs täglich, und bis heute (da es noch immer fortbesteht) wurden über 30.000 in demselben aufgenommen. Nicht mit Unrecht nannte es ein französischer Schriftsteller: Die „Encyclopädie der Nächstenliebe.“

Mit welchem Antlitze werden wohl einer solchen Inkarnation christlicher Liebe und unerschütterlichen Gottvertrauens am Tage des großen Weltgerichtes die modernen Volksbeglucker, namentlich die Piemonts, gegenüber stehen? Das Wort der ewigen Wahrheit beantwortet uns diese Frage. Sie werden sprechen: *Hi sunt, quos habuimus aliquando in derisum et in similitudinem improprietatis. Nos insensati vitam illorum aestimabamus insaniam et finem illorum sine honore: ecce quomodo computati sunt inter filios Dei et inter sanctos sors illorum est.*